

frage über seinen Einfluß. Hervorragende Beantworter so verschiedener Richtung wie Monod und Mgr. d'Hulst, Boutroux und Lombroso waren sich über seine ungewöhnlich starke Wirkung einig. Um 1900 schätzte Victor Giraud (*Essai sur Taine*, 171) nach dem damaligen Stande der französischen Buchausgaben die Zahl derer, die wenigstens einen der 40 Bände Taines gelesen hatten, auf über elf Millionen. Allein von den *Origines de la France contemporaine* waren 316 000 Bände gedruckt worden (Victor Giraud, H. Taine, *Pages choisies*, 271.)

Seitdem ist Taines Ansehen durchaus nicht gesunken. Für deutsche Leser hat Professor Hermann Plag in seinem Buche „Geistige Kämpfe im modernen Frankreich“ (München 1922, 43—76) eindrucksvoll dargelegt, wieviel in der seelischen Umgestaltung Frankreichs auf das Wirken dieses einen Mannes zurückgeht. Professor Martino von der Universität Algier schreibt in der von Bédier und Hazard herausgegebenen *Histoire de la littérature française* (Paris 1924, II 249): „Fast alle Männer von heute und ein großer Teil der schreibenden und denkenden Jugend haben in der Schule dieses Geistes, dessen Kraft Vertrauen einflößt, und dessen Blut mitfortreißt, denken und die Gedanken ordnen gelernt.“ Taines Milieutheorie gilt mit Recht längst nicht mehr als eine genügende Erklärung für das Entstehen eines Kunstwerkes, aber sie wird immer eine ausgezeichnete Zusammenfassung wichtiger Gesichtspunkte bleiben. Sein Versuch, die Geisteswissenschaften mit naturwissenschaftlichen Methoden zu betreiben, ist weit vor dem Ziele gescheitert, aber doch nicht ohne beachtenswerte Beiträge zur Schärfung des kritischen Bewusstseins geliefert zu haben. Sein Vertrauen in die unbegrenzte Erkenntnisfähigkeit des Verstandes ist weder wissenschaftlich berechtigt, noch entspricht es den Neigungen unserer allzu denkmüden Gegenwart. Aber was Taine strebend und irrend langsam an wahrer Einsicht gewonnen hatte, errang ihm schließlich den großen Erfolg seines Lebens: Das Erwachen ganzen Geschlechtes von zweifelnden Spöttern

und trägen Genießern zur Arbeit an der Wiedergeburt Frankreichs im Geiste seiner besten Vergangenheit.

Heute muß und will das deutsche Volk eine ähnliche Aufgabe lösen. Es kann dafür vielleicht ebenso viel von Taine lernen, wie Taine von Deutschland gelernt hat.

Jakob Overmans S. J.

Ein halbvergessener schweizerischer Volkschriftsteller (Pfarrer Xaver Herzog)

In seinen von munterer Laune, freundlich boshafter Satire und stacheligem Humor sprühenden, an treffenden Beobachtungen reichen, von gelegentlichen Fehltritten nicht freien Reiseerinnerungen „Alpenrosen mit Dornen“ (Stuttgart 1900) kommt Pfarrer Hansjakob (S. 230—233) auch auf den „bedeutendsten katholischen Volkschriftsteller der Schweiz“, den Luzerner Pfarrer Xaver Herzog zu sprechen und huldigt diesem gemütvollen, originellen, einst so beliebten Erzähler mit Worten rückhaltloser Hochschätzung und Bewunderung: „Herzog ist der Alban Stolz der Schweiz, kennt aber das Volk noch viel besser im Detail als dieser. Er ist derb und jovial wie Sigis und Abraham a St. Clara. Ich kenne keinen Schriftsteller, der den Volkston und die Volksart so treffend wiederzugeben vermag, wie Herzog, der dabei von Humor und Witz sprudelt und in den tiefsten Herzensfalten des Landvolkes, besonders der Wiberwölfer, zu lesen versteht. Unserer ist dem Volkston und der Volkskenntnis Herzogs gegenüber der reinste Scherenschleifer, der mit seinem Rad von Dorf zu Dorf zieht und nur Messer und Scheren schleift, aber keine Volksstudien macht. Es ist ein schweres Unrecht, daß die Schweizer in ihren Literaturgeschichten den tüchtigen und genialen Pfarrer totschweigen und unsere katholischen Literaturwerke ebenfalls, obwohl er ein Numero-Eins-Mann gewesen ist allemweg.“ Seine begeisterte Apotheose des „alten Balbelers“ — so wurde der Ballwiler Pfarrer Herzog von seinen Freunden genannt — schließt Hansjakob mit den ele-

gischen Sagen: „Heute ist der Schriftsteller Herzog fast verschollen, der Pfarrer aber lebt noch im dankbaren Andenken seiner Gemeinde. Ist kein katholischer Verleger mehr da, die Werke Herzogs in Auswahl herauszugeben?“

Xaver Herzog, als Sohn eines Schmieds in Münster (Beromünster), Kanton Luzern am 25. Januar 1810 geboren, wurde 1836 Priester und wirkte zuerst als Vikar in Eich, dann als Stiftskaplan in Münster, von 1841 über 40 Jahre lang als Pfarrer in Ballwil. Im Februar 1883 erhielt er von seinem Bischof (M^{gr}. Vachet) die Ernennung zum Chorherrn von Münster. Hier in seiner Heimatgemeinde starb Herzog schon im Dezember des gleichen Jahres. — Der junge Xaver zeichnete sich in der Volksschule und noch später nicht durch hervorragende Begabung aus. Seine humanistischen, philosophischen und theologischen Studien brachte er nur mit Mühe und Not zu einem glücklichen Abschluß. Hansjakob schreibt, daß Herzog sich eine Zeit lang mit dem Gedanken trug, Jesuit zu werden, fügt indes bei: „Aber die gescheiterten Jesuiten in Freiburg (Schweiz) erfanden ihn als zu dumm — er war stets der letzte in der Klasse — und schickten ihn heim.“ Vermutlich berichtet hier Hansjakob, und wohl in etwas zugespitzter Form, was er im Pfarrhaus zu Ballwil über den verstorbenen alten Balbeler hörte. So mangelhaft auch Herzogs wissenschaftliche Ausbildung sein mochte, in der praktischen Seelsorge stellte der junge Geistliche seinen Mann, während er gleichzeitig als volkstümlicher Schriftsteller eine den ganzen Kanton Luzern und schließlich auch die übrige katholische Schweiz erfassende un- gemein segensreiche Tätigkeit ausübte.

Ähnlich wie Alban Stolz wurde Herzog besonders durch kleine populär geschriebene Aufsätze, Kalendergeschichten und Broschüren mit eigenartig gehaltenen Zeitbetrachtungen in weiteren Kreisen bekannt. Die Verschiedenheiten in der Schreibweise der beiden beliebten Erzähler sind dagegen nicht zu verkennen. Stolz ist ernst, tiefgründig, gedankenreich, gelegentlich mit einer Neigung zu melancholischer Selbst-

quälerei. Zwar fehlen Witz, schlagfertiger Humor und gutmütige Neckerei auch bei ihm nicht, aber sie dienen dem Badener Volkschriftsteller nur als gelegentliche Würze oder sind die gesunde Reaktion gegen das eigene zu Schwermut geneigte Temperament. Herzog dagegen war von Haus aus eine Frohnatur, der Schalk saß ihm im Nacken und die Heiterkeit des Gemüts ließ sich der Balbeler selbst in den politisch unerquicklichsten Zeiten nicht leicht rauben. Man braucht nur die Bildnisse der beiden originellen Männer gegeneinander zu halten, um sofort den tiefen Wesensunterschied zwischen ihnen festzustellen.

Herzog schrieb größere und kleinere Erzählungen (Novellen und Skizzen), Biographien, historische, zumeist kirchengeschichtliche, Aufsätze, Erbauungsschriften, endlich religiös-politische Abhandlungen, Referate und Manifeste. Eine stattliche Anzahl dieser Arbeiten erschien, zunächst anonym, in der kalenderartigen Zeitschrift „Der katholische Luzernerbieter“ (Luzern, Räber) von 1853 bis 1871. Der Untertitel dieses für die ländliche Bevölkerung des Kantons Luzern bestimmten Organs lautete anfänglich: „Eine jährliche Zeitschrift von einem Landgeistlichen“, später: „Eine Zeitschrift von Pfarrer X. Herzog in Ballwil.“

Eine Gesamtausgabe von Herzogs Werken ist weder zu seinen Lebzeiten noch später erschienen, aber Hansjakobs temperamentvoll geäußelter Ruf nach einer Auswahl-Edition der Schriften sollte nicht wirkungslos verhallen; das Interesse für den Volkschriftsteller lebte wieder auf und 1913 bis 1921 gab die Firma Räber in Luzern „Ausgewählte Werke von Xaver Herzog, Pfarrer, genannt ‚Der alte Balberer‘“, heraus bearbeitet von Ignaz Kronenberg, Pfarrer. Es liegen bisher 6 Bändchen vor. Die ganze Ausgabe ist auf 12 Bände berechnet, kann aber einstweilen leider nicht fortgesetzt werden, da der buchhändlerische Absatz den gehegten Erwartungen keineswegs entspricht. Sie enthält u. a. die größeren Erzählungen: Wie's Babeli zu einem Mantel kommt (Band I); Stöffeli, der Pfister-

gefelle (II); Der Samichlaus unterm Nußbaum (III); Fridolin, ein Vikar (IV); Peter Schlänggi, der Ratsherr (V); Der Stötti (VI). — In der Einführung (Band I) entwirft der Herausgeber eine kurze Lebensskizze und Charakteristik Herzogs und nennt die erste Erzählung (Wie's Babeli zu einem Mantel kommt) „ein typisches Beispiel dafür, wie überaus glücklich Herzog“ das Seelenleben der Frau, zumal jener vom Lande, zu schildern verstehe: „Seine Anneli, Meili, Babeli, Bethli und Liseli sind Figuren, die uns das Denken und Fühlen dieser Menschengattung sowohl nach der guten, als auch nach der schlimmen Seite hin offenbaren. Neben der Frömmigkeit und jungfräulichen Zartheit, neben der Treue und stillen, sittsamen Bescheidenheit, neben dem dulddenden Leiden und der harmlosen Fröhlichkeit treffen wir auch alle jene Schwachheiten, die so manches strahlende Frauenbild etwas verdunkeln: Neid, Eifersucht, Hinterlist, Händelstifterei, Zuträgerei, mitunter auch Leichtsinns und dann und wann einen schweren sittlichen Fehltritt, dessen traurige Folgen uns dann in ihrer ganzen erschütternden Tragik vor Augen geführt werden.“

Unter den männlichen Vertretern der Menschheit geraten Herzog die Gestalten seiner eigenen Amtskollegen, zumal der Landgeistlichen am besten (Fridolin, ein Vikar). An kleinen liebenswürdigen Sticheleien und schalkhaften Hinweisen auf Eigenheiten, Schwächen und Mängel der geistlichen Herren fehlt es in seinen Schriften freilich nicht, aber „im allgemeinen zeichnet er seine Pfarrer, Kapläne und Vikare als edle, pflichtbewusste Menschen, nicht selten mit einem Anflug von Skrupulosität.“

Der Herausgeber ist aufrichtig genug, auch auf einige Mängel in den Schriften Herzogs aufmerksam zu machen, zumal auf „seine Flüchtigkeit und oft unmotivierte Breite“ und die gelegentliche Neigung zu parteipolitisch tendenziöser Färbung. Die Nachlässigkeit in Stil und Sprache ist bei dem alten Balbeler in der Tat groß und macht seine Schriften für unsere heutige verwöhnte Lesewelt stellenweise fast ungenießbar. Es klingt ja gewiß sehr schön, was

der unentwegte Lobredner Herzogs, Hansjakob, zur Entschuldigung seines Kollegen sagt: „Man tadelt an ihm, er habe zu wenig gefeilt. Er war eines Schmieds Sohn und deshalb kein Feinmechaniker. Was aber aus der Schmiede kommt, hat viel mehr Kraft und Stärke als das dünne, polierte Schnörkelzeug.“ Wenn indes die Verstöße gegen die Grammatik sich so häufen, daß auch der nachsichtigste Beurteiler die Geduld verliert, und wenn der Fluß der Erzählung gar zu oft durch launenhafte Abschweifungen und oberflächliches, allzu bequemes Moralisieren des Autors unterbrochen wird, so geht das nach dem Geschmack der meisten Leser über die Grenze des Erträglichen hinaus. Kronenberg hat sich denn auch gezwungen gesehen, manches zu glätten, zu ändern oder umzustellen. Zu einer durchgreifenden Umarbeitung, die bei einigen Erzählungen wohl notwendig gewesen wäre, aber bei der Eigenart Herzogs ohne schwerste Schädigung seines Werkes kaum durchführbar sein dürfte, konnte sich der Herausgeber dagegen nicht entschließen.

Ob Kronenberg bei seiner Bearbeitung von Herzogs Schriften — denn um eine solche handelt es sich in einigen Erzählungen, nicht bloß um leichte Verbesserungen — wirklich allzu eigenmächtig vorging, wie ihm von Freunden des Verfassers vorgeworfen wurde, oder ob er im Gegenteil noch zu viel Krauses, Launenhaftes und Unfechtbares aus bloßer Pietät stehen ließ, wie er selbst anzunehmen scheint, ist für den Fernerstehenden, dem die Originalfassungen nicht vorliegen, schwer zu entscheiden. Sicher aber ist eine nicht geringe Anzahl von kleinen Verstößen gegen Rechtschreibung und Satzlehre — bisweilen scheinen es lediglich Druckfehler zu sein — in der neuen Ausgabe stehen geblieben.

Im übrigen möge hier eine kleine Kostprobe aus „Stöffeli, der Pfistergefelle“ folgen, die für Herzogs frohsinnige Darstellungsweise bezeichnend ist: Der junge Stöffeli, der einzige Sohn des Bäckermeisters Mutschli (der Name bedeutet Eierbrötchen), möchte gern die brave Tochter eines Berufskollegen in der Westschweiz

als Braut heimführen, was indes seine Eltern anfänglich gar nicht zugeben wollen. Dadurch entsteht eine recht peinliche Spannung zwischen dem sonst so gehoramen, tüchtigen jungen Mann und den etwas engherzigen Eltern, die schließlich dem armen Stöffeli beinahe das Leben kostet. In übermütiger Laune erzählt Herzog weiter: „10. Die letzte Plung. Was Wunder, wenn der Stöffeli unter diesen Umständen immer litt und schließlich förmlich krank wurde. Ich weiß zwar wohl, daß hier die Rezensenten sagen werden, das sei von mir sehr bequem. In einer Sackgasse verrennt, und keinen Ausweg mehr vor mir, lasse ich meinen Mann bloß krank werden, um mich mit Ehren aus der Sache zu ziehen, es sei für mich ein glückliches Ereignis, was einen andern ums Leben bringen kann. Aber auch von diesem mir günstigen Standpunkt aus wäre es weit besser und rentabler gewesen, ich hätte den Mutschli selber oder doch wenigstens seine Frau krank werden und gleich sterben lassen. Es wäre doch für den Sohn etwas herausgekommen, die Sackgasse wäre durchbrochen worden, Stöffeli hätte heiraten können und der Roman oder die Novelle, oder was es ist, wäre gerettet gewesen und die ganze Geschichte hätte wieder ihren gehörigen Verlauf erhalten. Hingegen trage die Krankheit Stöffelis rein nichts ab, nütze und fördere die Erzählung nicht nur nichts, sondern halte sie auf, ohne an Interesse zu gewinnen, auch wäre es weit wahrscheinlicher gewesen, den alten Mutschli auf das Todtbett zu legen und ihn verwahren zu lassen, wenn es doch dem priesterlichen Verfasser darum zu tun ist, eines von seinen Sakramenten zu erklären und an den Mann zu bringen! — Das mag nun alles sein, aber dafür vermag ich nun ein für allemal nichts, daß das Fieber den Jungen und nicht den Vater oder die Mutter gepackt hat. Die Krankheit Stöffelis ist aber

ein Faktum, ein fait accompli, und hat so gut das Recht auf Berücksichtigung und Anerkennung, als die neue Bundesverfassung. Ich sage daher nochmals: der Stöffeli ist krank, aber ich habe ihn gewiß nicht krank gemacht, sondern es ist eine akute Lungenentzündung und der Doktor Götti (Pate) ist soeben bei ihm im Zimmer, beschaut die Zunge, den Speichel, den Puls, fragt nach Schlaf und Appetit, sogar nach dem Verstand und dessen Operationen und will mit keiner einzigen Antwort zufrieden sein“ (Bd. II, S. 80 f.).

Der Vergleich mit dem großen Berner Volkschriftsteller Albert Viglius (Jeremias Gotthelf) liegt nahe; auch Hansjakob hat auf den protestantischen Rivalen Herzogs hingewiesen. Der Luzerner Pfarrer ist noch um einen Grad gemüthlicher, frohsinniger und treuherziger, auch idealer und in religiöser Hinsicht tiefer, sicherer, weniger schwankend als Gotthelf, bleibt indes an literarischer Selbstzucht, Sinn für das sprachliche Kunstwerk, planmäßiger, sachlicher Behandlung des schriftstellerischen Vorwurfs hinter dem Berner merklich zurück.

In vielen seiner Erzählungen, so besonders in „Fridolin, ein Vikar“, „Peter Schlänggi“, „Der Götti“, spiegeln sich die heftigen kirchlich-politischen Kämpfe wider, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts und auch noch in den 70er Jahren, im Kanton Luzern und in der ganzen Eidgenossenschaft die Geister in Spannung hielten und das öffentliche Leben beherrschten. Herzog stand in diesem erbitterten Ringen furchtlos und treu auf Seite der von ihren Gegnern unter dem Deckmantel von Freiheit und Volkswohl gelästerten und verfolgten Kirche. Parteilos zählte er zu den zäh und temperamentsvoll ihre Grundsätze und Ideale hochhaltenden Luzerner Altkonservativen.

Alcis Stodmann S. J.